

# Winter in Trizonien

VON KURT PIEHL

## (K)EIN WINTERMÄRCHEN

IM Januar 1945 waren wir von der Gestapo verhaftet worden. "Wir", das waren die Dortmunder Edelweißpiraten von der Mallin-Krodthofgruppe. Und „alle“ müßte eigentlich "fast alle" heißen, denn einer war entkommen. Unser Freund "Bulle" hatte sich von Januar bis Mai im Sauerlanddorf Fürstenberg versteckt gehalten. Dann war der Krieg aus, und er kehrte unbeschädigt nach Dortmund zurück.

Im August waren wir alle wieder frei, nur Bulle nicht. Der saß in der Steinwache. Als er auf dem Schwarzmarkt ein paar Zigaretten kaufen wollte, war er in eine Razzia geraten. Das brachte ihm vier Wochen Haft

Wer zu Jahresbeginn in der Steinwache einsaß, war spätestens am dritten Tag total verlaust. Im August waren da keine Läuse mehr. Stattdessen gab es die "Deutsche Einheitskrankheit". So nannte man die Krätze.

Ich war bereits Anfang Mai auf Wanderschaft gegangen - auf Walze, wie wir Tippelbrüder sagten. Zu Fuß, per Anhalter und auch mit der Eisenbahn reiste ich kreuz und quer durch "Trizonien". Das waren die drei Westzonen, aus denen später die Bundesrepublik entstand. Allerdings kehrte ich immer wieder nach Dortmund zurück. Bis Ende August hatten meine Reisen jeweils zwei bis vier Wochen gedauert.

Als Bulle im September aus dem Knast kam, war ich gerade zu Hause. Ich hatte sogar eine Arbeit am Bau angenommen und zwar auf Wunsch meiner Mutter. Bisher hatte sie viel Verständnis für meine Wanderlust gezeigt. Aber jetzt, so meinte sie, solle ich doch endlich ein "ordentliches Leben" beginnen.

Bulle war arm dran mit seiner Steinwachen-Krätze. Die Freunde mieden ihn, um ihm nicht die Hand schütteln zu müssen. Und die Mädchen..., selbst die Entgegenkommendsten, ließen sich nicht von ihm in den Arm nehmen.

Mir war das zu dumm. Er war einer meiner ältesten Freunde, und ich begegnete ihm wie immer. Und wenn wir uns trafen, begrüßte ich ihn per Handschlag. Dabei wußte ich aber nicht, wie leicht so eine Krätze übertragen wird - auch nicht, wie unangenehm sie ist.

Ende September beschloß ich, noch einmal auf Walze zu gehen - zum allerletzten Mal. Meine Mutter reagierte ausgesprochen sauer darauf. Um sie versöhnlich zu stimmen, versprach ich, noch vor Weihnachten wiederzukommen.

Anfang Oktober brach ich auf und "machte" tippelnd und anhalternd in Richtung Nordseeküste. Kurz darauf meldete sich die "Deutsche Einheitskrankheit" auch bei mir. Ich besuchte Wilhelmshaven, Oldenburg, Bremen und Hamburg. Dann packte mich die Sehnsucht nach dem Süden. Im Badischen gab es immer noch reichlich Tabak und Wein - und gutes Essen auch.

In Hannover war meine Krätze so weit fortgeschritten, daß ich zwecks stationärer Behandlung ins Krankenhaus mußte. Dort blieb ich zwei Wochen. Als ich Anfang November entlassen wurde, war ich weitgehend wiederhergestellt. Nur an den Unterschenkeln waren zahllose häßliche Wunden geblieben. Die verheilten in den folgenden Wochen zu blauroten Narben, die gefährlicher aussahen, als sie waren.

**KURT PIEHL schrieb diese Weihnachtsgeschichte für die Neue Arbeiterpresse.**

**1928 in einem Dortmunder Arbeiterviertel geboren, mußte er seine Jugend im Nazi-Deutschland verbringen. 1942 wurde der damals 14jährige wegen „Disziplinlosigkeit“ von der Schule verwiesen. In dieser Zeit entwickelte er sich zum Edelweißpiraten wie so viele andere Arbeiterkinder in Dortmund.**

**Die Edelweißpiraten waren Jungen und Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren, die sich der Nazi-Herrschaft widersetzen. Sie wurden deshalb von der Gestapo verfolgt und mißhandelt.**

**Piehl fiel als 17jähriger der Gestapo in die Hände, wurde gefoltert und zum Tode verurteilt. Er kam frei, als Bomben 1945 die Gefängnismauern sprengten.**

**Kurt Piehl arbeitete nach dem Krieg als Eisenflechter auf dem Bau, wurde Betriebsratsvorsitzender und Vorsitzender des Ortsvereins der IG Bau Steine Erden in Bergkamen-Oberaden.**



Ich trampelte über Kassel, Marburg, Frankfurt und Heidelberg bis kurz vor Ulm. Inzwischen war es Dezember geworden. Wenn ich Weihnachten zu Hause sein wollte, mußte ich umkehren. Und das tat ich dann auch.

Mitte Dezember wanderte ich von Limburg an der Lahn her, die Autobahn entlang - immer Richtung Norden. Von Zeit zu Zeit fuhren amerikanische Militärfahrzeuge an mir vorbei. Manchmal sah ich auch Holzgaskocher, (Deutsche Kraftfahrzeuge mit Holzgasantrieb), aber das war ziemlich selten.

### Soldat

Am frühen Nachmittag kam ich an eine amerikanische Kontrollstelle, die aus einem Imbisswagen und einer Holzhütte bestand. Vor der Hütte stand ein offener Koksöfen, daneben ein Soldat mit Gewehr. Ein Stück weiter war ein großes Schild aufgestellt:

"You are leaving the American occupied zone.

French control: 2 miles" (Sie verlassen die amerikanisch besetzte Zone.

Französische Kontrollstelle: 2 Meilen)

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Als ich zuletzt in dieser Gegend war, hatte es nur Amis hier gegeben. Das war im Juni gewesen. Und jetzt gab es hier eine neue Grenze. Hoffentlich brachte das keinen Ärger.

Der Soldat kam auf mich zu und sagte: "Paass!" ("Paß!")

Ich zeigte ihm meinen amerikanischen Entlassungsschein, ausgestellt im Gefangenenlager Regensburg. Der Schein war höchstwahrscheinlich echt. Allerdings war ich nie in Kriegsgefangenschaft gewesen.

Ich hatte das Dokument im Krankenhaus von einem Mitpatienten gekauft - für 20 Reichsmark, dem Gegenwert von drei Zigaretten. Daß der Schein und ich nicht zueinander paßten hätte nur ein Experte - anhand des Daumenabdrucks - feststellen können. Der stammte natürlich nicht

So ein Entlassungsschein war sehr vorteilhaft für seinen Besitzer. Man hatte nicht nur einen gültigen Ausweis, sondern konnte damit auch Le-

bensmittelmarken beziehen. Bei Dorfbürgermeistern, Polizeidienststellen und Ernährungsämtern bekam man gegen Vorlage des Entlassungsscheins Reisemarken für einen, drei oder sieben Tage ausgehändigt. Die Markenausgabe wurde jeweils auf der Rückseite des Dokuments eingetragen und abgestempelt.

Erfahrene Trapper wie ich bevorzugten dabei die dörflichen Bürgermeisterämter. Die ehrenamtlichen Dorfhäuptlinge waren in der Regel nicht sehr schreibgewandt und benutzten meistens weiche Bleistifte. Wenn ich also für sieben Tage Marken empfangen hatte, konnte ich die Eintragung durch eine kleine Radierung auf einen Tag reduzieren. Ich lebte nicht schlecht dabei.

An dem von mir erworbenen Schein war bereits ein Anhang angeheftet, und der war auch schon halbvoll gestempelt. Anhand der diversen Eintragungen verfolgte der Amerikaner meine Reiseroute.

"Traveller by profession, he?" ("Berufsreisender?") fragte er belustigt.

"Traveller without a home", ("Reisender ohne zuhause") entgegnete ich und schielte begehrlig auf den Imbisswagen. Hier buken zwei kosmetische Wunderwerke, amerikanische Armeehelferinnen, heißes Ölgebäck. Ich fragte den Posten, ob ich mit meinem Entlassungsschein wohl ohne Ärger durch die französische Zone käme.

Er erklärte mir stolz:

"That's an American document. Such a paper is good for travelling wherever you like it." ("Das ist ein amerikanisches Dokument. So ein Papier ist gut dafür, zu reisen wohin du willst.")

Ich bekundete gebührende Bewunderung für das großartige Amerika und wurde dafür mit zwei, heißen Kuchen und einer Zigarette belohnt. Dann trennten wir uns in Freundschaft und ich setzte meinen Weg fort.

Nach einer Stunde begann es zu dämmern. Außerdem froh ich. Bisher war mir warm gewesen, aber jetzt nicht mehr. Wir hatten etwa fünf bis sechs Grad Frost, und ein schneidender Wind blies mir staubfeinen Schnee ins Gesicht. Ich klappete die Ohrenschützer meiner Pelzmütze herunter-

Die war meine neueste Errungenschaft. Im November war ich kurz vor Heilbronn in einer Kneipe gewesen. Die Mütze hatte da gleich neben der Tür gehangen. Vor einigen Tagen, als ich schon auf dem Heimweg war, kehrte ich wieder da ein. Die Mütze hing immer noch da. Ich blieb in der Kneipe bis alle Gäste gegangen waren. Die Mütze blieb hängen, sie schien herrenlos zu sein. Dann ging ich auch - mit der Mütze.

### Waffenrock

Über meinem blaugrauen Luftwaffenrock trug ich eine ärmellose Steppweste. Ich hatte auch warme Filztiefel an, aber die waren schon ziemlich schiefgelatscht. Diese guten Stücke hatte ich geschenkt bekommen - die Stiefel in der Kasseler Gegend und die Weste in Schwaben. Waffenrock und Manchesterhose hatte ich beim Plündern in den Dortmunder Kasernen erbeutet. Das war aber schon im April gewesen.

Ich hatte gerade eine kleine Brücke überquert, als ich die französische Kontrollstelle sah. Sie war etwa 200 Meter entfernt und wesentlich größer als die amerikanische. Da liefen ja wenigstens ein Dutzend Soldaten herum. Mir war nicht ganz geheuer. Von dem Amerikaner wußte ich, daß mein Entlassungsschein überall gültig war. Aber ob die Franzosen das auch wußten? Vorsichtshalber beschloß ich, die Kontrolle zu umgehen.

Unter der Brücke kreuzte eine Straße die Autobahn. Auf meiner Seite knickte sie nach rechts ab, in die Richtung aus der ich kam. Also schlug ich die andere Richtung ein. Nach einigen hundert Metern bog ich in einen Waldweg, der nach meiner Berechnung direkt zur Grenze führen mußte. Ich hatte mich nicht getäuscht.

"Stop! Qui vive?" ("Halt! Wer da?") wurde ich plötzlich angerufen.

Damit hatte ich nicht gerechnet - nicht auf diesem einsamen Weg. Ein französischer Soldat trat mir mit schußfertigem Gewehr entgegen.

Er war älter als ich - mindestens ein halbes Jahr. Vielleicht war er sogar schon neunzehn. Ich hatte die Absicht, in drei Wochen achtzehn zu werden - gleich Anfang Januar. Wenn mir kein schießwütiger Soldat einen Strich durch die Rechnung machte, konnte das sogar klappen.

Er führte mich zu einem halboffenen Brettvorschlager in dem ein glühender Koksöfen stand.

"Passeporte!" (Ausweis!) verlangte er dann.

Ich zeigte ihm meinen Entlassungsschein, und er studierte im Licht der Koksglut sämtliche Stempel. Warum er das tat, wußte ich nicht. Ich war aber schon ganz zufrieden, daß er sein Gewehr wieder umgehängt hatte.

Nach einer Weile schüttelte er mißbilligend den Kopf.

"Pas bon, meine passe-  
porte?" ("Nicht gut, mein Ausweis?") radebrechte ich unbeholfen. "Pour-  
quoi?" ("Warum?"). Mein Französisch war miserabel. Englisch konnte ich mich ganz gut verständlich machen, aber in Französisch war ich schwach.

### Franzosen

Der Soldat hielt mir eine lange Rede. Ich verstand nur "pas des stemp", "consulair-officier" und "Limbourg". Wir hatten echte Schwierigkeiten. Das Deutsch des Franzosen war nämlich genauso wie mein Französisch. Nach einigem Hin und Her begriff ich jedoch, daß mir der Stempel des französischen Konsular-Offiziers fehlte. Ohne den durfte ich nicht über die Grenze.

Das war bitter. Ich war müde und durchgefroren, und um acht begann die Sperrstunde. Bis dahin mußte ich noch ein Nachtquartier finden. Jetzt war es kurz vor sieben. Wenn ich hier nicht weiterkam, würde ich das nie schaffen. Mit viel Mühe machte ich dem Franzosen klar, was mir der Amerikaner vor einigen Stunden erzählt hatte.

Daraufhin erfolgte ein neuer Redeschwall und zwar ein sehr temperamentvoller. Ich entnahm den Ausführungen, daß alle Amerikaner Idioten und Angeber seien, die weiter nichts als Ärger machten.

Das mochte stimmen oder nicht, mir half das wenig.

Der Franzose erkannte das auch. Er war durchaus hilfsbereit, wollte sich aber keine Schwierigkeiten einhandeln. So fragte er dann, was ich sagen würde, falls mich die französische "police militaire" (Militärpolizei) kontrollieren sollte.

Ich versicherte ihm, ich sei im Waid über die Grenze gekommen, ohne es zu merken. Wo das gewesen sei, wisse ich nicht mehr. Einen Grenzposten habe ich jedenfalls nicht gesehen.

Jetzt grinste er befriedigt.

"C'est bien", sagte er und ließ mich passieren.

Ich bedankte mich mit einem "merci, camarade" ("danke, Kamerad") und "bon noel" ("gute Weihnachten"). Dann war ich in der französischen Zone.

Der Waldweg mündete in eine Landstraße. Nach rechts führte sie in ein Dorf, das einen Kilometer entfernt war. In der anderen Richtung hätte ich zwei Kilometer bis zum nächsten Dorf laufen müssen. So stand es auf dem Wegweiser am Straßenrand.

### Dorfkater

Ich wandte mich nach rechts und mußte wieder unter der Autobahn durch. Das Dorf lag gleich dahinter. Allerdings fand ich hier kein Quartier, so sehr ich mich auch bemühte. Man wies mich zwar nicht ab, sondern nahm mich einfach nicht zur Kenntnis. Obwohl ich bei vielen Häusern klopfte oder läutete, kam niemand an die diversen Türen. Nur die Dorfköter registrierten meine Anwesenheit mit lautem Klaffen.

Mit gelinder Verzweiflung machte ich mich auf den Weg in das andere Dorf. Als ich dort ankam, war es fast halb neun - eine halbe Stunde nach Beginn der Sperrzeit. Hier hatte ich gleich beim ersten Versuch unverschämtes Glück. Ich wurde so herzlich aufgenommen, daß ich mehrere Tage blieb.

Auf dem Bauernhof lebte eine alte Frau mit zwei Töchtern. Eine davon, und zwar die Ältere war Kriegerwitwe. Sie hatte einen sechs oder sieben Monate alten Sohn. Der Kleine war geboren worden, als sein Vater schon gefallen war. Die jüngere Tochter, etwa dreißig Jahre alt, war nicht verheiratet. Sie machte hier die schweren Arbeiten.

Die Mutter war eine resolute Frau. Nachdem ich gegessen und mich aufgewärmt hatte, unterzog sie mich einer gründlichen Musterung. Sie beschloß, daß alle meine Sachen gewaschen oder sonstwie gesäubert werden müßten. Und für mich wurde auch Wasser heißgemacht. Meine Reinigung wurde von Mutter und jüngerer Tochter gemeinsam durchgeführt - in einer alten Zinkbadewanne. Zuerst genierte ich mich, aber das hielt nicht lange vor.

Anschließend fand ich mich in einem langen altmodischen Herrennachthemd wieder. Außer alten Woll-

socken und bequem ausgelatschten Filzpantoffeln hatte ich weiter nichts an. Die Frauen meinten, ich sähe aus wie ein richtiger Weihnachtsengel. Ich kam mir jedoch vor wie das Nachtgespenst vom Dienst.

Die nächsten zwei Tage verbrachte ich fast ausschließlich im Bett und stand nur zu den Mahlzeiten auf. Dann war meine Wäsche getrocknet und gebügelt. Und meine Socken hatten keine Löcher mehr. Die alte Frau lud mich ein, über Weihnachten zu bleiben - oder auf Dauer. Im Frühjahr würde sie sowieso jemand für die Feldarbeit brauchen. Das Angebot war verlockend. Ich mußte aber noch vor Weihnachten in Dortmund sein. Das hatte ich versprochen.

## Abschied

Am Freitag, den 21. Dezember, kam es zum ebenso herzlichen wie handgreiflichen Abschied. Ich wurde an drei Busen unterschiedlicher Qualität gedrückt und dann mit den besten Weihnachtswünschen entlassen.

Das Wetter war kalt und sonnig; die Landschaft schön mit einem Hauch von Schnee überpudert. Der Schnee war schon vor einigen Tagen gefallen. Jetzt lag er nur noch so herum.

Ich wanderte durch den Westerwald und genoß es. Diesen Tag wollte ich mir noch gönnen, aber morgen war das freie Leben vorbei. Morgen war zwei Tage vor Heiligabend und ich würde Siegen erreichen. Das lag schon in der britischen Zone. Von Siegen aus konnte ich mit der Eisenbahn bis Hagen fahren. Von da aus war es nur ein Katzensprung bis Dortmund.

Nachmittags kam ich durch das Städtchen Selters. Um fünf Uhr wanderte ich wieder hinaus. Es war schon dunkel, aber nicht sehr - so wie das in sternklaren Schneenächten eben ist. Im nächsten Dorf wollte ich mir in aller Ruhe ein Nachtquartier suchen. Bis zur Sperrstunde war noch reichlich Zeit.

Die Häuser am Stadtrand waren von den Franzosen beschlagnahmt. Rechts stand ein niedriges Gebäude mit einer blauweißen Tür. Auf der anderen Seite hörte ich französische Kommandotöne. Das Haus dort war größer und schien eine Schule zu sein. Jedenfalls gab es da einen Platz, der wie ein Schulhof aussah. Vor einem Fahnenmast standen Soldaten und präsentierten ihre Gewehre. Zwei Mann zogen mit militärischem Spektakel die Trikolore herunter.

Ich ging eilig an den starrblickenden Franzosen vorbei. Wenn es kalt und

dunkel war, bekam ich immer Sehnsucht nach einem gemütlichen Quartier. Hoffentlich war das nächste Dorf nicht zu weit entfernt.

Plötzlich gab es Geschrei hinter mir. Ich blieb stehen und wandte mich um. Die eben noch so unbeweglichen Soldaten kamen, die Gewehre schwenkend, in meine Richtung gelaufen. Meinten die etwa mich? Sekunden später waren meine Zweifel beseitigt. Ich wurde unsanft ergriffen und zurückgeführt - nein, nicht geführt. Sie schoben und zerrten mich zu dem Haus mit der blauweißen Tür. Ich bekam auch Stöße ins Kreuz, aber nicht mit den Gewehrkolben, nur mit Fäusten. Dabei schreien mindestens ein Dutzend Leute auf mich ein. Anscheinend hatte ich eine fürchterliche Untat begangen, wußte aber nicht welche. Ich verstand nämlich kein Wort.

Hinter der bunten Tür war die Wachstube. Hier gab es noch mehr Soldaten und die beschimpften mich auch. Einige fuchtelten drohend mit den Fäusten herum. Das konnte ja lustig werden. Wenn ich bloß wüßte, was ich verbrochen hatte.

Nach mir wurde noch ein Mann hereingezerrt und genauso empfangen. Er war etwa fünfzig Jahre alt und kahlköpfig. Die Franzosen schoben ihn neben mich. Dann umringten sie uns mit wütenden Drohgebärden. Es sah ganz so aus, als sollten wir gehörig verprügelt werden.

Ein älterer Soldat mit Dienstgradabzeichen und kurzen grauen Haaren drängte sich zu uns durch. Er bellte einen scharfen Befehl. Die Wütenden ließen zögernd von uns ab. Er bellte noch einmal.

Einer sagte: „Qui, mon caporal.“ („Jawohl, Herr Unteroffizier.“)

Dann verzogen sie sich auf die andere Seite des Raumes.

"Pierre! Armand!" rief der Caporal.

## Eiskeller

Zwei Mann traten wieder vor. Sie mußten uns in ein Nebenzimmer führen und dort bewachen. Der Raum war unbeheizt und kalt wie ein Eiskeller. Das merkten auch unsere Wächter. Zuerst starrten sie uns feindselig an; dann verdrückten sie sich - erst einer und kurz darauf auch der andere.

"Hör ma', Kumpel," flüsterte ich meinem Gefährten zu. "Weißt du vielleicht, warum die Tschangels (Spitzname für Franzosen) hier verrückt spielen?"

„Wir hadde dere Fahne griest,“ erklärte der Mann. "In diese Sach

saan dä Franzos eije (eigen). Sechs Dach (Tage) Prisong (prison gleich Gefängnis) koscht des."

"Is ja Zucker." Ich rechnete schnell nach. "Dann komm wir am 2. Feiertag wieder raus - oder einen Tag später. Je nach dem, wann se mit Zählen anfangen."

"Dä Leit hier setze scho lang kaa Mitz mehr aaf- damit se dere Trikolore net griesse braache. Äwwe (aber) nu is dä Kält komme..."

Ein Soldat kam ins Zimmer gestürzt.

"Pas salut la tricolore," brüllte er wutschnaubend und hielt mir die Faust unter die Nase. Er trug ein blaues Schild auf dem Arm mit den Buchstaben "FFI"

Jetzt ging das Theater also wieder los.

## Widerstandskämpfer

Der Wüterich hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit meinem Freund und Kollegen Andre Mora. Der war im vorigen Jahr den Bombentod gestorben. Allerdings hatte Andre' nie ein FFI-Schild getragen. Wie ich später erfuhr, bedeuteten die beiden "F", daß der Mann ein "franetireur francais", ein französischer Widerstandskämpfer war. Die Bedeutung des „I“ habe ich nie herausgefunden;

Der Caporal erschien und sagte unserem Kontrahenten ein paar passende Worte - aber keine freundlichen. Diese Tonart hatte mir noch nie so gefallen wie heute. Militärische Sitten haben doch was Gutes an sich.

"FFI", sagte mein Nachbar, als beide wieder verschwunden waren. "Des saan dere Partisane."

Der Caporal kam zurück und beschuldigte uns:

"Sie nix aben salütiert la tricolore. Das sein ün attack auf la france."

Das war mir aber doch zu happig. "Ich bin zum ersten Mal hier in diese Zone", wies ich den Vorwurf zurück. "Premier fois en zone française. Woher soll ich wohl wissen, daß hier Fahnen "gegrüßt werden? Kein Mensch hat mir sowas erzählt."

Mein Nachbar verteidigte sich nicht.

Der Caporal zuckte gleichmütig die Achseln. Dann sagte er:

"Lei il est treis froid. Viel kalt hier. Komm raus avec moi!"

Wir kehrten in die Wachstube zurück. Hier waren jetzt nur noch drei Soldaten, die sich aber nicht um uns kümmerten. Wir durften uns am Ofen aufwärmen. Der Caporal setzte sich auf eine Bank und döste vor sich hin.

Dann tat sich nichts mehr außer Warten.

Mir gefiel das nicht. Nach der Tippelei durch die Winterlandschaft war ich jetzt müde. Wenn ich schon sechs Tage sitzen mußte, dann wollte ich auch sitzen. Von Stehen war nicht die Rede gewesen.

"Mon caporal", sagte ich nach einer Weile.

"He? Qu' est il?" fragte er unwirsch. Er hatte wohl gerade von seiner Beförderung geträumt.

"Ich bin schwer verwundet anne Beine", behauptete ich. "Wenn ich mich nicht gleich sitzen kann, kipp ich ausse Latschen."

Er wollte meine Verletzung sehen, und ich entblökte umständlich meine Unterschenkel. Ein Blick auf die Folgen meiner Krätze genügte ihm. Die Narben sahen auch wirklich schauerhaft aus. Einige Wunden waren noch immer nicht verheilt und sondernten eine klebrige Flüssigkeit ab. Der gute Mann glaubte mir unbedenken das Märchen von der Kriegsverletzung.

Dann fragte er etwas, was ich nicht verstand. Anscheinend wollte er wissen, wie ich mir das eingehandelt hatte.

"Handgranate", sagte ich. "Grande du main." Handgranate war die beste Erklärung für so viele beieinanderliegende Wunden.

Ich durfte neben ihm auf der Bank sitzen. Er winkte auch meinen Gefährten heran. Es war ihm wohl zu dumm, ausgerechnet den Ältesten allein herumstehen zu lassen.

Ein paar Minuten später holte er ein Tabakpäckchen hervor und drehte sich eine Zigarette. Ich hätte auch gerne geraucht, aber ich hatte nichts. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Dann faßte ich mir ein Herz und fragte ihn:

"Avez vous une cigarette pour moi?" ("Haben Sie eine Zigarette für mich?")

Mit dem Mann vollzog sich eine bemerkenswerte Veränderung. Eben hatte er noch friedlich neben mir gesessen. Jetzt war er aufgesprungen und brüllte wütend auf mich ein. Ich entnahm seinen Ausführungen, daß er ein "pauvre cochon", ein armes Schwein sei und selber "pas de fumier", also nichts zu rauchen habe. Er packte mich und den Anderen am Kragen und zerrte uns zur Tür hinaus. Wir hörten sein Schimpfen noch, als wir schon eilig die Straße entlangliefen: Ich verstand nur "pas retour", und das hieß, wir sollten bloß nicht zurückkommen. Diesen Wunsch haben wir ihm erfüllt.

Bis heute kann ich nicht begreifen, warum man Menschen zwingt, bunte Tücher zu grüßen. Und das gilt für alle Fahnen und Flaggen. Der Caporal, der seinen Tabak verteidigte, hat dagegen mein volles Verständnis.

"Kaa Mensch werd mer das glaabe", keuchte mein Nachbar, während wir im Sturmschritt in die Stadt hineintrabten. "Wann i des maaner Fraa verzähl, werd se saache, i war besoffe."

"Was gibt es hier eigentlich für Überschreitung der Sperrzeit?" fragte ich interessiert. "Sechs Daach."

"Dann müssen wir uns ein bissken beieilen. Als uns der Tschangel rausgejagt hat, war es nämlich schon zehn nach acht."

In dieser Nacht kriegte ich in der Polizeiwache Quartier. Gegenüber der Eingangstür hing da ein Schild an der Wand. Ich las:

"Sei gut zu den Gefangenen!"

Sie sind deine Arbeitgeber."

Ich schlief in der gleichen Arrestzelle, in die man mich eingesperrt hätte, wenn ich in französischer Haft geblieben wäre. Die Tür wurde auch richtig verschlossen. Das hatte der Bürgermeister von Selters so angeordnet. Er befürchtete nämlich, ich würde mit den Woldecken verschwinden, die zum Inventar gehörten.

Zwei Tage später erreichte ich Siegen. Ich hatte die französische Zone mit der Eisenbahn verlassen - ohne Grenzkontrolle. In den frühen Morgenstunden des Heiligabend war ich in Hagen. Während der letzten Etappe unterbrach ich meine Reise und kassierte in Witten Lebensmittelmärkte für sieben Tage. Am frühen Nachmittag war ich dann zu Hause.

"Ich wußte, daß Du rechtzeitig kommen würdest", behauptete meine Mutter. Ihr Vertrauen war beachtlich, aber leider nicht gerechtfertigt.

Ich erklärte ihr das anhand des Trikoloretheaters. Erst war sie betroffen. Dann lachte sie und sagte spöttisch: "Der Hut auf der Stange."

Das war eine Anspielung auf die Apfelschußszene im "Wilhelm Tell." Laut Schiller war der legendäre Schweizer Kunstschütze gezwungen worden, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen. Der Grund war: Er hatte sich geweigert einen Hut zu grüßen, der auf deiner Stange steckte. Der Vergleich war nicht schlecht. Allerdings hinkte er, wie das bei Vergleichen so üblich ist. Mich hatte nämlich niemand gezwungen, auf Obst zu schießen.